

Lutz Rühling



Die Metapher, die immer da ist

Studien zur Literaturtheorie und Textanalyse



Palaestra

Untersuchungen zur europäischen Literatur

Band 346

Begründet von Erich Schmidt und Alois Brandl

Herausgegeben von

Bernd Auerochs, Heinrich Detering und
Maria Moog-Grünwald

Editorial Board:

Irene Albers, Elisabeth Galvan, Julika Griem, Achim Höltner,
Karin Hoff, Frank Kelleter, Katrin Kohl, Paul Michael Lützeler,
Per Øhrgaard

Lutz Rühling

Die Metapher, die immer da ist

Studien zur Literaturtheorie und Textanalyse

Herausgegeben von Heinrich Detering, Karin Hoff, Klaus Böndl
und Henrike Fürstenberg

V&R unipress

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2019, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, D-37079 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: © Lutz Eneik
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Birkstraße 10, D-25917 Leck
Printed in the EU.

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 0303-4607
ISBN 978-3-8470-0987-0

Inhalt

Vorwort	7
-------------------	---

Theoretische Grundlagen

Fiktionalität und Poetizität	13
Formen des Fantastischen	39
Psychologie und Literaturwissenschaft	75
Literarische Imagologie	93

Literarische Modellanalysen

Triumph des Zeichens: Henrik Ibsens <i>Gespenster</i>	107
Weisse Pferde: Henrik Ibsen und das Projekt der Aufklärung	119
Adoleszenz und Melancholie: Selma Lagerlöfs <i>Nils Holgersson</i>	139
»Wahrheit über alles«: Edith Södergrans Aphorismen	147
»Weißer Nebel, Leere, Möwenschrei«: Die Glückskonzeption in Jørgen-Frantz Jacobsens <i>Barbara</i>	163
Nordische Poeterey und gigantisch-barbarische Dichtart: Skandinavische Literaturen in Deutschland bis 1870	183
Bibliographie	229

Nachweis der Erstveröffentlichungen	241
Register der erwähnten Personen und Werke	243
Biogramm	251

Vorwort

»To understand the artwork is to grasp
the metaphor that is, I think, always there.«
Arthur C. Danto: *The Transfiguration of the Commonplace*

Die Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft hat sich in Deutschland vor allem aus der Romanistik, dann auch der Slavistik heraus konstituiert. Die Skandinavistik, die es doch in durchaus vergleichbarer Weise mit einer Gruppe verwandter, aber signifikant unterschiedlicher Sprachen und Literaturen zu tun hat, schien sich dagegen lange Zeit eher zurückzuhalten. Der Kieler Skandinavist Lutz Rühling hat in Lehre und Forschung maßgeblich dazu beigetragen, auch dieses Fach umfassend und grundlegend für die Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft zu öffnen – und umgekehrt auch dazu, literarische Texte, Traditionen und Schreibweisen aus Skandinavien im Wahrnehmungshorizont der Komparatistik zu etablieren.

Dieses intensive und dauerhafte Interesse zeichnet sich schon in Lutz Röhlings akademischem Werdegang ab. Mit den Stationen Saarbrücken, Göttingen, Uppsala und Kiel verbindet sich ein Studium, das in der Komparatistik begann, sich zunächst in die Germanistik und erst dann in die Skandinavistik ausweitete – vor allem während des Studiums in Uppsala wurde seine Begeisterung für die schwedische Literatur und Sprache geweckt – und das von Beginn an bis heute mit Grundfragen der Literaturtheorie, Psychologie und Sprachphilosophie innig verbunden ist. Lutz Rühling sei »der Philosoph unter den Skandinavisten«, hat Bernhard Glienke über ihn gesagt; und zweifellos sind unter seinen akademischen Lehrern die Philosophen Günther Patzig und vor allem Wolfgang Carl ebenso prägend geworden (und geblieben) wie der Skandinavist Fritz Paul, der seine Laufbahn maßgeblich begleitet hat und an dessen Göttinger Lehrstuhl er lange tätig war. Die Themen und Argumentationsformen, die Lutz Röhlings wissenschaftliche Arbeiten bestimmen, verdanken sich der analytischen Philosophie und ihrer Kritik, der Kultur- und Ideengeschichte, der Psychologie und der Imagologie. Die Probleme, die er in Werken der skandinavischen Literaturen exemplifiziert, ergeben sich darum oft aus Grundfragen dieser Disziplinen: Fragen der psychoanalytischen Lesbarkeit literarischer Texte, der literarischen Modellierung von Stereotypen, der Modellierung und Subversion metaphysischer Weltdeutungen in der Dichtung, Fragen nach allgegenwärtigen, aber bei

näherem Hinsehen oft unklaren Begriffen und Konzepten wie »Fiktionalität« und »Interpretation«. Der Fiktionstheorie widmet er eine in langjähriger Arbeit entstandene, umfassende Monographie; zu ihr wie zu anderen der genannten theoretischen Gegenstände hat er aber auch in Vorträgen und Aufsätzen Beiträge geleistet, die zur literaturwissenschaftlichen Grundlagenforschung gehören.

Wo er sich einzelnen Texten und Textcorpora der skandinavischen Literaturen zuwendet, geschieht das stets im damit grob abgesteckten theoretischen Horizont. Schon Lutz Rühlings Dissertation über das Gesamtwerk des bedeutenden, in Deutschland aber kaum bekannt gewordenen schwedischen Dichters Gustaf Fröding verbindet die Präzision eines *close reading*, das strukturelle, bei Bedarf bis ins Musikologische ausgreifende Textanalysen literarhistorisch kontextualisiert, mit einer durchgehenden ideengeschichtlichen und literaturpsychologischen Perspektivierung. Der Titel der Studie verbindet auf überraschende und, wie die Lektüre schon des meisterhaften Eingangskapitels zeigt, vollkommenen triftige Weise Fröding mit Freud und Baudelaire: *Die Abwehr des ›ennui‹*. Auch solchen Lesern, die womöglich an Frödings Poesie nicht interessiert wären, öffnen sich in Rühlings vergleichender Lektüre seiner Gedichte und der *Fleurs du Mal* doch Einsichten, die das Verständnis der europäischen Moderne ästhetisch und psychologisch vertiefen – so wie auch seine differenzierende Bestimmung des Begriffs »Moderne« selbst ein Musterbeispiel seines Bemühens um Genauigkeit der Terminologie abgibt. Wollte man Lutz Rühlings wissenschaftliche Schreibweise in einem Wort zusammenfassen, so wäre es das Ideal der *perspicuitas*.

Das Thema der Habilitationsschrift *Opfergänge der Vernunft* öffnet die Frage nach individuell-lebenspraktischen wie geschichtsphilosophischen Sinnentwürfen in einen weiten, die skandinavische Literatur von der Barockdichtung bis in die Postmoderne umfassenden Zusammenhang hinein. Unterschiedliche Verfahren einer »Konstruktion von metaphysischem Sinn« werden in diesem umfangreichen Buch an exemplarischen Texten unterschiedlichster Genres analysiert, von der barocken Autobiographie Leonora Christina Ulfeldts über Carl von Linnés eigenwillige Versuche einer Synthese naturwissenschaftlicher und moralischer Paradigmen und Hans Christian Andersens romantisch-realistische Romanexperimente bis zum emphatischen, Nietzsche-affinen Modernismus Edith Södergrans und den postmodernen Erzählstrategien Peter Høegs wie der postmodernen Sprachreflexionen in der Lyrik Inger Christensens. Poetik und Philosophie verbinden sich in diesem Buch zu einer komplexen Einheit; dabei zeigt die Sensibilität der Analysen paradoyer und aporetischer Schreibverfahren eine methodische Öffnung zu Fragen, die von postmoderner Philosophie und poststrukturalistischer Literaturtheorie formuliert worden waren. Nietzsches Wendung von der Kunst als der »eigentlichen metaphysischen Tätigkeit des Lebens«, die als Überschrift über dem letzten Kapitel steht, resü-

miert das wesentliche Interesse dieser Studie; die oft gegen den erklärten Willen der Autorinnen und Autoren skeptischen Antworten, die Rühlings Untersuchungen herausarbeiten, lassen vielleicht auch eine Triebkraft erkennen, die sein eigenes wissenschaftliches Schreiben bis heute motiviert hat.

Überblickt man die Titel und Namen der schwedischen, dänischen, norwegischen, aber auch der isländischen, färöischen und finnlandschwedischen Literaturen, denen sich Lutz Rühlings Arbeiten widmen, dann findet man darunter weltliterarisch kanonisierte Texte wie Lagerlöfs *Nils Holgersson* und Ibsens *Gespenster*, Carl von Linnés Reisebeschreibungen, Andersens Erzählungen und Peter Høegs *Fräulein Smilla*; neben ihnen aber stehen auch Namen, die nur Kennern und Liebhabern skandinavischer Dichtung geläufig sind, Jørgen-Frantz Jacobsens Roman *Barbara* zum Beispiel oder eben die Lyrik Gustaf Frödings. Es gehört zum wissenschaftlichen Ethos Lutz Rühlings, die einen wie die anderen Werke in literarische Diskurse einzubringen, die nicht auf die engere Fachdisziplin beschränkt sind. Das Bemühen um eine Popularisierung großer skandinavischer Dichtung, das in seiner jahrelangen Mitarbeit als einer der Fachberater für Skandinavistik in *Kindlers Literaturlexikon* und in den beiden daraus hervorgegangenen, mit Karin Hoff herausgegebenen Bänden zu Hauptwerken der skandinavischen Literatur des 19. und des 20. Jahrhunderts ihren sichtbarsten Ausdruck gefunden hat, gilt immer auch der Horizonterweiterung einer genuin komparatistischen Auffassung von »Weltliteratur«. (Dabei sind seine eigenen Kindler-Artikel über kanonische Werke Tomas Tranströmers, Henrik Ibsens, Erik Johan Stagnelius' und anderer Musterstücke dieses literaturwissenschaftlichen Genres.)

Von Anfang seiner akademischen Laufbahn an ist Lutz Rühling auch ein Teamworker gewesen. In den vier Jahren seiner Mitarbeit im Göttinger Sonderforschungsbereich 309 *Die literarische Übersetzung* hat er zusammen mit Germanisten, Slavisten und Anglisten theoretische Aufsätze und Fallstudien zu Übersetzungsfragen vorgelegt (die wegen dieser Koautorschaft im vorliegenden Band nicht vertreten sind); er hat viele Jahre in der deutsch-skandinavischen Auswahlkommission des Henrik-Steffens-Preises mitgewirkt und zur Vermittlung skandinavischer Künstler und Intellektueller im deutschsprachigen Raum wesentlich beigetragen; er war Gründungsmitglied und stellvertretender Sprecher des Kieler Graduiertenkollegs *Imaginatio borealis* über »Perzeption, Rezeption und Konstruktion des Nordens« und Mitherausgeber der gleichnamigen Schriftenreihe, und er arbeitet im Kieler *Collegium philosophicum* mit; immer wieder war er zu Konferenzen und Vorträgen in Skandinavien eingeladen; in Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern aus Skandinavien und anderen europäischen Ländern ist er Mitherausgeber der maßgeblichen Zeitschrift seines Faches in Deutschland, des *European Journal of Scandinavian Studies*.

Als Inhaber des Kieler Lehrstuhls für neuere Skandinavistik, des ältesten im

deutschen Sprachraum, steht Lutz Rühling in einer großen Tradition, die fachwissenschaftliche, literarische und literaturkritische Arbeitsformen verbindet. Der dänisch-deutsche Dichter Jens Baggesen war es, der dieser Stelle in der Goethezeit ihr Profil gab; Dichter und Kritiker wie Christian Flor und Carsten Hauch hatten sie ebenso inne wie der einflussreiche Neuskandinavist Bernhard Glienke, dessen unmittelbarer Nachfolger Lutz Rühling 1998 wurde. Auch dies ist, wie seine eigene akademische Sozialisation, eine gleichermaßen skandinavische und weltliterarisch-weltöffnende Tradition. Wie intellektuell einfallsreich und produktiv Lutz Rühling mit ihr umgegangen ist, zeigen die Beiträge des vorliegenden Bandes. Fiktionalität und Poetizität, Fantastik, Psychologie und Imagologie werden beispielhaft an skandinavischen Texten erörtert und zeigen, welch weitreichende Perspektiven der vergleichende Blick auf literaturtheoretische und -historische Fragen zu eröffnen vermag. Lutz Rühlings fünfundsechzigster Geburtstag am 9. Mai 2019 gibt Anlass, uns seinen grundlegenden Beiträgen mit neuer Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Heinrich Detering / Karin Hoff / Klaus Böndl / Henrike Fürstenberg

Theoretische Grundlagen

Fiktionalität und Poetizität

1. Einleitung

1.1 Vorläufige Begriffsbestimmung

Was ist Literatur? Was unterscheidet einen literarischen Text von einem nicht-literarischen? Ist es wahr, dass die Dichter lügen, wie ihnen Platon einst vorwarf? Fragen dieser Art sind es, auf welche Theorien der Fiktionalität und der Poetizität eine Antwort zu geben versuchen; wir befinden uns hier also im Bereich der literaturwissenschaftlichen ›Grundlagenforschung‹. Fiktionale Texte bilden eine bestimmte Klasse von Texten, die, wie sich jedenfalls vorläufig sagen lässt, von erfundenen Figuren, Gegenständen, Ereignissen handeln; und Fiktionalität ist genau jenes Merkmal, das diese Klasse von Texten von solchen unterscheidet, in denen keine erfundenen Figuren, Gegenstände, Ereignisse vorkommen. Poetische oder literarische Texte hingegen (beide Begriffe seien im Folgenden als gleichwertig betrachtet) bilden genau die Klasse von Texten, die zum Bereich der Sprachkunst, der Literatur, gehören; und Poetizität oder Literarizität ist dann genau jenes Merkmal, das, wie sich ebenfalls vorläufig sagen lässt, künstlerische Texte von nicht-künstlerischen unterscheidet.

Häufig wird davon ausgegangen, dass die Begriffe ›Fiktionalität‹ und ›Poetizität‹ ko-extensional seien, dass also alle fiktionalen Texte zugleich auch literarisch seien und umgekehrt: dass alle literarischen Texte zugleich auch fiktional seien.¹ Eine solche Auffassung ist jedoch unplausibel. Es gibt vielmehr fiktionale Texte, die eindeutig nicht literarisch sind, wie etwa bestimmte philosophische Lehrdialoge des 18. Jahrhunderts, die einzige und allein den Zweck besitzen, dem Leser den Zugang zu den dargestellten Gedanken so weit als möglich zu erleichtern. Zum anderen aber gibt es auch literarische Texte, die eindeutig nicht fiktional sind, da sie keine erfundenen Figuren, Gegenstände, Ereignisse enthalten, wie etwa Tagebuchaufzeichnungen von Dichtern, Briefe, oder auch

1 So etwa ISER 1991, S. 18.

manche autobiographischen Werke. Daher gilt: Es gibt nicht-fiktionale Literatur, ebenso wie es auch nicht-literarische Fiktionen gibt.

1.2 Methodische Vorklärungen

Fiktionalität und Poetizität verweisen jeweils auf Phänomene, die keineswegs ausschließlich auf die Literatur beschränkt sind. Darstellungen von erfundenen Figuren, Gegenständen, Ereignissen kommen auch in anderen Kunstgattungen vor, etwa im Film, auf der Bühne oder in der bildenden Kunst. Und Poetizität auf der anderen Seite ist nur die auf Texte bezogene Variante einer Eigenschaft, die man als ‚Ästhetizität‘ bezeichnen könnte, ein Merkmal, das Objekte der Kunst ganz allgemein von nicht zur Kunst gehörigen Gegenständen unterscheidet. Theorien der sprachlichen Fiktionalität und der Poetizität sind daher eigentlich nur Teilgebiet einer allgemeinen Fiktionalitätstheorie und einer allgemeinen Ästhetik. Daraus ergibt sich die Forderung, dass ihre Ergebnisse mit denen entsprechender Überlegungen zu den außerliterarischen Kunstgattungen jedenfalls nicht unverträglich sein sollten. Allerdings muss man einräumen, dass eine solche Forderung auf dem Gebiet der Fiktionalitätstheorien zur Zeit nur schwer zu erfüllen ist, da diese sich in der Vergangenheit nahezu ausschließlich sprachlichen Fiktionen gewidmet haben und es folglich vergleichbar elaborierte Theorien zu nicht-sprachlichen Fiktionen bisher nicht gibt.

Wie dies im Bereich der Grundlagenforschung nicht selten der Fall ist, besteht auf dem Gebiet der Fiktionalitäts- und Poetizitätstheorie ein Nebeneinander unterschiedlicher Disziplinen: von Literaturtheorie, Philosophie, Sprachwissenschaft und Semiotik, wobei die linguistische und semiotische Beschäftigung mit Fiktionalität und Poetizität zum ganz überwiegenden Teil allerdings innerhalb der Literaturtheorie stattfindet. Hingegen kommt es zwischen Literaturtheorie und Philosophie zu gewissen Kompetenzstreitigkeiten, genauer gesagt zwischen Literaturtheorie einerseits sowie philosophischer Ästhetik und analytischer Sprachphilosophie andererseits. Diese haben ihren Grund darin, dass die philosophische Ästhetik bereits seit etwa zweihundert Jahren eine eigenständige Disziplin bildet, während die philosophische Beschäftigung mit ästhetischen Fragen im Allgemeinen gar auf eine über zweitausendjährige Tradition zurückblicken kann, und dass die analytische Sprachphilosophie sich bereits in ihren Anfängen vor etwa hundert Jahren und seitdem kontinuierlich immer wieder mit dem Problem der Fiktionalität auseinandergesetzt hat.

Will man diese Konkurrenz zwischen Literaturtheorie und Philosophie bewerten, so lässt sich vielleicht feststellen, dass die philosophischen Theorien zur Fiktionalität und Poetizität den literaturwissenschaftlichen häufig hinsichtlich ihres Reflexions- und Argumentationsniveaus sowie der gedanklichen Klarheit

und Schärfe überlegen sind, andererseits aber die philosophischen Theorien gerade der Fiktionalität an einer Beschränkung auf lediglich einen einzigen Typus fiktionaler Texte kranken, nämlich auf realistische Erzähltexte vornehmlich des 19. Jahrhunderts. Für eine angemessene Theorie der Fiktionalität wäre daher eine Verbindung der Stärken beider Disziplinen wünschenswert, so dass die spezifisch philosophischen Kompetenzen durch spezifisch literaturwissenschaftliche ergänzt werden.

Bedauerlicherweise gibt es trotz der langen Tradition bis auf den heutigen Tag weder eine allgemein anerkannte Theorie der Fiktionalität noch eine der Poetizität, so dass über beide Begriffe auch heute nicht anders zu schreiben möglich ist als wie »über ein noch ungelöstes Problem«, wie es Henning Boëtius mit Bezug auf die Ästhetik ausgedrückt hat.² Dies bedeutet indes nicht, dass es gar keinen Fortschritt gäbe; durch die Diskussion sind vielmehr insbesondere die argumentatorischen Schwächen der unterschiedlichen Ansätze deutlich zutage getreten. Man kann daher sagen: Wir wissen vielleicht noch nicht genau, wie eine befriedigende Theorie der Fiktionalität und der Poetizität auszusehen hätte, aber wir wissen recht genau, welcher Art von Problemen sie zu begegnen und welche Schwierigkeiten sie zu vermeiden hat.

Aus diesem Grund sollen im Folgenden, beginnend mit Theorien der Fiktionalität, einige der wichtigsten philosophischen und literaturwissenschaftlichen Positionen zum Problem der Fiktionalität und Poetizität knapp skizziert und in aller Kürze kritisch kommentiert werden. Im Anschluss an die Diskussion soll dann jeweils auf Probleme und Fragen aufmerksam gemacht werden, die für die Zukunft noch zur Lösung anstehen.

2. Fiktionalität

2.1 Merkmale der Fiktionalität?

Käte Hamburger hat in ihrem Werk *Die Logik der Dichtung*, das in Deutschland den Anfang der genuin literaturwissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Problem der Fiktionalität markiert, die These vertreten, fiktionale Texte seien an einer Reihe von »echten objektiven Symptomen« zu erkennen, deren wichtigstes das sogenannte »epische Präteritum« sei, durch welches »das Präteritum seine grammatische Funktion, das Vergangene zu bezeichnen«, verliere.³ Als Beispiel dafür dient ihr ein Satz wie »Morgen war Weihnachten«, in dem das präteritale »war« in Widerspruch zur futurischen Zeitangabe (»morgen«) stehe. Sie erklärt

² BOËTIUS 1973.

³ HAMBURGER 1977, S. 61.

dieses Phänomen damit, dass sich das Erzählte auf einen fiktiven Erzähler beziehe und nicht auf den realen Autor.⁴ Doch diese Erklärung ist offensichtlich wenig einleuchtend, denn auch ein realer Ich-Erzähler könnte den Satz »Morgen war Weihnachten« verwenden, wenn er etwa in erlebter Rede die Gedanken wiedergibt, die ihm an einem 23. Dezember durch den Kopf gegangen sind. Überhaupt lässt sich dieser Einwand gegen nahezu alle Beispiele vorbringen, die Hamburger in diesem Zusammenhang anführt, da es sich stets um Fälle von erlebter Rede handelt.

Einer anderen Theorie zufolge gibt ein fiktionaler Text seine Fiktionalität dadurch zu erkennen, dass er dem Leser vor Augen führt, »dass der Text auf einer abstrakten Schicht der Sachlage beruht oder dass nur wenige oder keine Teile der Sachlage des Textes wirklichen Erscheinungen der Lebenswelt entsprechen«.⁵ Doch dies ist ebenfalls nicht notwendig, wie etwa das Beispiel Karl Mays zeigt, dessen Texte, obwohl fiktional, von vielen Lesern für wahr gehalten wurden, weil sie aufgrund der in einer exotischen Ferne angesiedelten Ereignisse der Romane gar keine Möglichkeit besaßen, festzustellen, »dass nur wenige oder keine Teile der Sachlage des Textes wirklichen Erscheinungen der Lebenswelt« entsprachen. Dieses Beispiel macht deutlich, dass es keine »echten objektiven Symptome« für Fiktionalität gibt: Fiktionalen Texten sieht man ihre Fiktionalität nicht notwendigerweise an, sondern sie können durchaus ununterscheidbar von Sachtexten sein. Gerade aus diesem Grund freilich sind sie häufig vom Autor durch Gattungsbezeichnungen auf dem Titelblatt, interne Inkohärenz und andere Signale bewusst als fiktional gekennzeichnet,⁶ um eine angemessene Rezeptionsweise sicherzustellen.

Aus diesem Fehlen »echter objektiver Symptome« für Fiktionalität darf man freilich nicht den Schluss ziehen, eine Explikation von Fiktionalität sei prinzipiell unmöglich, wie dies etwa Harald Weinrich getan hat.⁷ Als zusätzlicher Beleg für diese Behauptung wird häufig der Umstand angeführt, dass es Texte gibt, die wir heute als fiktional betrachten, die früher jedoch als Sachtexte angesehen wurden, wie dies etwa bei der Wiedergabe von Mythen der Fall sein kann. Doch ein solcher Schluss ist voreilig: Daraus, dass sich die Kriterien dafür, ob ein Text fiktional ist oder nicht, im Laufe der Zeit ändern können, folgt noch nicht, es sei prinzipiell unmöglich, zu explizieren, was ein fiktionaler Text ist.

4 Ebd., S. 66.

5 GUMBRECHT 1975, S. 41.

6 WEINRICH 1975.

7 Ebd., S. 525.

2.2 Fiktionalität und Fiktivität

Zu Beginn einer Skizze von Fiktionalitätstheorien empfiehlt sich zunächst eine Differenzierung zwischen den umgangssprachlich oft synonym verwendeten Ausdrücken ›Fiktionalität‹ als Substantiv zu ›fiktional‹ und ›Fiktivität‹ als Substantiv zu ›fiktiv‹. Das Prädikat ›fiktional‹ bezeichnet im Folgenden ausschließlich eine bestimmte Darstellungsweise, derart dass das Dargestellte nicht existiert. Das Prädikat ›fiktiv‹ hingegen bezeichnet im Folgenden ausschließlich eine, wie sich vorläufig sagen lässt, bestimmte Existenzweise von Gegenständen (im formalen Sinne), derart dass diese Gegenstände nicht existieren. Fiktive Gegenstände sind beispielsweise alle jene uns vertrauten Gestalten aus fiktionalen Texten wie etwa Don Quijote, Sherlock Holmes, Josef K., aber auch Gegenstände wie jenes Bartbecken, das Don Quijote fälschlicherweise für Mambinos Helm hält.

Fiktive Gegenstände werden nicht allein in fiktionalen Texten erwähnt: Der Weihnachtsmann, der »Wolpertinger« oder eine Person, die sich ein Kind im Rollenspiel ausdenkt, sind fiktive Gestalten, zu denen nie ein fiktionaler Text existiert hat, und in der Literaturwissenschaft ist es sogar der Normalfall, dass (etwa in der Sekundärliteratur) fiktive Gegenstände erwähnt werden, ohne dass diese Texte deshalb fiktional wären. Aus diesem Umstand ergibt sich die Folgerung, dass die Erwähnung fiktiver Gegenstände in einem Text noch *kein hinreichendes Merkmal* für dessen Fiktionalität darstellt.

Hingegen ist häufig behauptet worden, die Erwähnung fiktiver Gegenstände sei notwendiges Merkmal für die Fiktionalität eines Textes. Doch dies ist zunächst offensichtlich falsch, da es fiktionale Texte gibt, in denen keinerlei fiktive Gegenstände vorkommen, wie etwa Bertolt Brechts Erzählung *Der verwundete Sokrates*, die eine Episode aus Platons *Symposion* nacherzählt. Die Anhänger einer solchen These nehmen daher häufig an, alle singulären Termini, die anscheinend historische Objekte bezeichnen (wie etwa der Eigename »Napoleon« in Tolstois *Krieg und Frieden*), bezügen sich in Wahrheit auf fiktive Objekte, die den historischen lediglich sehr ähnlich, aber nicht mit ihnen identisch seien;⁸ mit anderen Worten: in fiktionalen Texten könnten gar keine historischen Objekte vorkommen.⁹ Eine solche Auffassung ist jedoch indirekt an bestimmte sprachphilosophische Thesen über die Natur von Eigennamen gebunden, um überhaupt den Anschein der Plausibilität erwecken zu können; Thesen, die sich bei näherem Hinsehen als äußerst fragwürdig herausstellen. Dazu nur ein Hinweis: Welchen Sinn sollte es für den Autor eines historischen Romans machen, sich eine Geschichte über eine fiktive Person auszudenken, die Napoleon heißt

⁸ DOLEŽEL 1989, S. 230.

⁹ HAMBURGER 1977, S. 93–95; STERN 1965, S. 206f.

und dem historischen Napoleon extrem ähnlich sieht, statt über den historischen Napoleon selbst? Diese Überlegungen machen deutlich, dass es sich bei Fiktionalität und Fiktivität um zwei logisch voneinander unabhängige Phänomene handelt. Dementsprechend sollen im Folgenden die Problemfelder der Fiktionalität und der Fiktivität getrennt voneinander behandelt werden.

2.3 Theorien der Fiktionalität

2.3.1 Die Grundfrage der Fiktionalitätstheorie

Nahezu alle Fiktionalitätstheorien rekonstruieren den fiktionalen Text als eine bestimmte Art von Rede des Autors. Dies gilt auch für fiktive Gespräche wie philosophische Lehrdialoge, Dramen als ›Lesetext‹ oder Ich-Romane. Ein fiktiver Dialog etwa wird als elliptisch in Bezug auf die Inquit-Formeln aufgefasst, also so, dass der Autor hier erzählt: »A sagt: ›...‹, dann sagt B: ›...‹, dann wieder A: ›...‹« und so weiter; und bei einem Ich-Roman wird angenommen, der Autor unterstelle, es gebe eine Person namens David Copperfield, die folgendes erzähle: »...«. Die Inquit-Formeln sowie die Unterstellung der Existenz einer erzählenden Person bilden dann gleichsam Äußerungen erster Stufe, die dem Autor direkt zugeschrieben werden, während die Dialogbeiträge der fiktiven Sprecher und die ganze Erzählung David Copperfields Äußerungen zweiter Stufe darstellen, die vom Autor *innerhalb* seiner Äußerungen erster Stufe lediglich zitiert werden. Auf diese Weise kommt man fast zwangsläufig zu dem Schluss, die Rede des Autors eines fiktionalen Textes besitze stets explizit oder implizit die Struktur einer Erzählung; da aber Erzählungen in Form von Behauptungssätzen abgefasst werden, ergibt sich als Grundform jeden fiktionalen Textes ebenfalls der Behauptungssatz. Solche dem Autor direkt zuzuschreibende Äußerungen in Form von Behauptungssätzen sollen im Folgenden der Kürze halber ›fiktionale Äußerungen‹ genannt werden.

Da, wie wir gesehen haben, die Erwähnung fiktiver Gegenstände kein notwendiges Merkmal für die Fiktionalität eines Textes darstellt, liegt es nahe, sich auf die Frage zu konzentrieren, welchen *illokutionären Sprechakt* der Autor mit seinen expliziten oder präsupponierten fiktionalen Äußerungen vornimmt. Da nun aber mit Behauptungssätzen in der Regel Behauptungen vorgenommen werden, also ein Sprechakt, der dazu führt, dass den Sätzen das Prädikat ›wahr‹ oder ›falsch‹ zugesprochen werden kann, ergibt sich als zweite Grundfrage der Fiktionalitätstheorie, ob fiktionalen Äußerungen ein *Wahrheitswert* zugeschrieben werden kann und wenn ja, welcher. Entscheidend für das Verständnis von Fiktionalität sind dieser Auffassung zufolge also lediglich fiktionale Äußerungen; die Äußerungen höherer Stufe hingegen sind unproblematisch, da mit

ihnen dieselben illokutionären Sprechakte ausgeführt werden wie mit entsprechenden Äußerungen in nicht-fiktionalen Texten.

2.3.2 Fiktionale Äußerungen als wahre oder falsche Äußerungen

Der erste Typ von Fiktionalitätstheorie geht davon aus, dass mit fiktionalen Äußerungen ganz einfach jener Sprechakt ausgeführt wird, der normalerweise mit Behauptungssätzen vollzogen wird: der des Behauptens. Die älteste und zugleich wohl populärste Variante dieser Theorie, die bereits auf Platon zurückgeht und unter anderem von David Hume wiederholt wurde, nimmt zudem an, diese Behauptungen seien im buchstäblichen Sinne falsch und die Dichter daher »liars by profession« (Hume). Doch diese Auffassung ist im höchsten Maße unplausibel. Zwar ist es richtig, dass die fiktionalen Äußerungen, wenn sie denn behauptet würden, falsch wären;¹⁰ doch es wäre inadäquat, wenn ein Leser auf sie so reagieren würde wie auf eine falsche Behauptung im eigentlichen Wortsinne. Ein solcher Leser würde damit vielmehr lediglich dokumentieren, dass er die Erzählung nicht als eine fiktionale rezipiert. Natürlich kann ein Leser wissen, dass all das, was in der Geschichte erzählt wird, sich niemals ereignet hat, und sie folglich falsch wäre, wenn sie behauptet würde; doch dies lässt es eher fraglich erscheinen, ob es sich bei fiktionalen Äußerungen tatsächlich um Behauptungen handelt.

Eine weitere Theorie, die fiktionale Äußerungen als Behauptungen auffasst, geht im Gegensatz zu der soeben skizzierten davon aus, diese Behauptungen seien wahr. Diese Auffassung lässt sich auf die unter anderem von Saul A. Kripke im Anschluss an Gottfried Wilhelm Leibniz entwickelte Theorie der »möglichen Welten« als einer Semantik für die Modallogik zurückführen. Danach konstituiert ein fiktionaler Text eine oder mehrere mögliche Welten; und die fiktionalen Äußerungen des Textes sind nur wahr in Bezug auf diese möglichen Welten, nicht jedoch in Bezug auf die wirkliche Welt.¹¹ Eine derartige Theorie ist allerdings so lange unbefriedigend, solange sie nicht zu erklären vermag, auf welche Weise präzise ein fiktionaler Text solche möglichen Welten konstituiert. Dies aber kann sie schon deshalb nicht, weil der für die Explikation so wesentliche Ausdruck »mögliche Welt« lediglich eine Metapher darstellt,¹² die in der Semantik der Modallogik ihre Berechtigung haben mag, sich für die Klärung des Fiktionalitätsbegriffs ohne weiterführende Überlegungen jedoch als wenig hilfreich erweist.

10 GOODMAN 1983, S. 336.

11 MARTÍNEZ-BONATI 1973, S. 186.

12 THÜRNU 1994, S. 29.

2.3.3 Fiktionale Äußerungen als vorgebende Äußerungen

Einwände wie diese lassen es fraglich erscheinen, ob man fiktionalen Äußerungen überhaupt die Prädikate ›wahr‹ oder ›falsch‹ zusprechen kann und ob es sich bei diesen folglich überhaupt um Behauptungen handelt. Auch dieser Zweifel ist nicht neu: »the poet [...] never affirmeth« heißt es in einem bereits 1595 erschienenen Essay des elisabethanischen Dichters Sir Philip Sidney zur Verteidigung der Literatur gegen Platons Vorwurf der Dichterlüge. Er kommt ebenfalls in einigen eher beiläufigen Bemerkungen des Begründers der modernen Logik, Gottlob Frege, zu Problemen der »Dichtung« zum Ausdruck, auf die zwei der wichtigsten zeitgenössischen Typen von Fiktionalitätstheorien zurückgehen. So heißt es bei Frege: »Wie der Theaterdonner nur Scheindonner, das Theatergefecht nur Scheingefecht ist, so ist auch die Theaterbehauptung nur Scheinbehauptung. [...] Sie [d.h.: der Schauspieler und der Dichter] tun nur so als behaupteten sie.¹³ Dieser Gedanke, fiktionale Äußerungen seien »Scheinbehauptungen«, ist insbesondere durch den amerikanischen Philosophen John R. Searle zu einer genuinen Fiktionalitätstheorie ausgebaut worden.

Searle zufolge gibt der Autor eines fiktionalen Textes vor (»pretend«), eine Reihe von illokutionären Akten zu vollziehen, woraus folge, dass das Kriterium dafür, ob ein Text fiktional sei oder nicht, notwendigerweise in den illokutionären Intentionen begründet liege.¹⁴ Die illokutionären Akte, die der Autor des Textes Searle zufolge zu vollziehen vorgibt, sind solche des Behauptens, Aussagens, Beschreibens, der Identifikation, der Erklärung und zahlreiche andere. Zu prätendieren, einen solchen Akt zu vollziehen, heißt dann nichts anderes, als Behauptungssätze zu äußern, mit denen normalerweise ein derartiger illokutionärer Akt vollzogen wird, ohne aber diesen damit tatsächlich zu vollziehen. Dies ist deshalb möglich, weil es im Falle der Fiktionalität eine Reihe von Konventionen gibt, welche die »normalen Operationen suspendieren, die eine Verbindung zwischen den illokutionären Akten und der Welt herstellen«.¹⁵ Für Searle bedeutet dies: Der Autor eines fiktionalen Textes tut nur so, als behaupte, beschreibe, erkläre er, und dies wird ihm ermöglicht durch eine pragmatische Lizenz, die im Falle der fiktionalen Äußerungen wirksam wird.

Gegen diese Theorie lassen sich vielfältige Einwände vorbringen. Zum einen ist durchaus strittig, ob es allein von den Intentionen des Autors abhängt, ob ein Text fiktional ist oder nicht; dagegen spricht jedenfalls der schon erwähnte Umstand, dass wir einige Texte, die ursprünglich als Sachtexte intendiert waren, heute als fiktional betrachten können, obwohl wir wissen, dass wir sie damit gleichsam gegen den Strich lesen. Zum anderen aber kann man sich fragen, was

13 FREGE 1976, S. 36.

14 SEARLE 1975, S. 325.

15 Ebd.

mit dem »Vorgeben« eigentlich genauer gemeint ist. Searle selbst scheint hier wie Frege eher an eine Art Rollenspiel zu denken, wenn er den Dichter mit dem Schauspieler gleichsetzt. Doch die Annahme, der Autor spiele gleichsam einen Behauptenden, ist wenig überzeugend, zumal alle anderen Anzeichen des Rollenspiels, wie wir sie aus entsprechenden Situationen kennen, bei fiktionalen Äußerungen gänzlich fehlen; und geradezu widersinnig erscheint sie, wenn wir bedenken, dass im Standardfall der Rezeption fiktionaler Texte, bei der stillen Lektüre durch einen Leser, der Autor gar nicht als Person anwesend ist.¹⁶

2.3.4 Fiktionale Äußerungen als nicht-behaftende Äußerungen

Lässt man den Gedanken der »Scheinbehauptung« und des »Vorgehens« beiseite und konzentriert sich ausschließlich auf die Beschreibung, die Searle von diesem Vorgehen gibt, dann ist man schnell bei dem anderen auf Frege zurückgehenden Typ von Fiktionalitätstheorie. Searle hatte angenommen, mit fiktionalen Äußerungen würden Behauptungssätze geäußert, ohne dass mit ihnen beispielsweise der Sprechakt des Behauptens vorgenommen werde. Dieser Gedanke begiebt bei Gottlob Frege wieder, wenn er im Anschluss an die bereits wiedergegebene Äußerung über die »Scheinbehauptungen« fortfährt:

Der Schauspieler in seiner Rolle behauptet, er lügt auch nicht, selbst wenn er etwas sagt, von dessen Falschheit er überzeugt ist. In der Dichtung haben wir den Fall, dass Gedanken ausgedrückt werden, ohne dass sie trotz der Form des Behauptungssatzes wirklich als wahr hingestellt werden [...].¹⁷

Da der »Gedanke« für Frege die Bedeutung (im Sinne von englisch »meaning«, bei Frege als »Sinn« bezeichnet) eines Behauptungssatzes ist, lässt sich seine These auch dahingehend verstehen, dass es sich bei fiktionalen Äußerungen um solche handelt, die zwar Bedeutung haben, aber nicht »mit behauptender Kraft« gesprochen werden,¹⁸ also Sätze, die nichts weiter tun, als eine Proposition auszudrücken.

Man hat mehrfach versucht, diese Äußerungen Freges durch eine nähere Bestimmung dessen, was es heißt, Behauptungssätze ohne »behaftende Kraft«, also nicht-behaftend zu äußern, zu einer systematischen Theorie der Fiktionalität auszubauen.¹⁹ Alle diese Versuche, ebenso wie die These Freges selbst, scheitern jedoch aus einem wesentlichen Grund: Eine Explikation fiktionaler Äußerungen als Äußerung von Behauptungssätzen, mit denen nichts behauptet

¹⁶ Weitere Einwände gegen Searle finden sich bei KLEMM 1984, S. 55–170 und MACCORMICK 1988, S. 38–77.

¹⁷ FREGE 1976, S. 36.

¹⁸ FREGE 1969, S. 252.

¹⁹ GABRIEL 1975, S. 45; GALE 1971, S. 335f.

wird, ist *defizitär*. Illokutionäre Sprechakte stellen sinnvolle Handlungen dar, und um eine Handlung als sinnvoll aufzufassen, ist es notwendig, zu wissen, welcher Zweck mit ihr erreicht werden soll. Über einen solchen Zweck aber sagt dieser auf Frege zurückgehende Typ von Fiktionalitätstheorie nichts, und folglich wird überhaupt kein illokutionärer Sprechakt spezifiziert, der mit dieser Art nicht-behaftender Rede vollzogen würde. Fiktionale Äußerungen wären daher Rede ohne jegliche Illokution, Sprechhandlungen ohne Sinn und Zweck, also gar keine sinnvollen Handlungen und vielleicht nicht einmal Rede im eigentlichen Sinne des Wortes. Eine solche Theorie muss daher so lange unbefriedigend bleiben, wie es ihr nicht gelingt, fiktionale Äußerungen als Vollzug einer sinnvollen Sprechhandlung darzustellen.

2.3.5 Ausblick

Das Defizit dieser Theorie ließe sich dadurch beheben, dass man einen anderen illokutionären Sprechakt annimmt, der mit Behauptungssätzen vollzogen und unabhängig davon charakterisiert werden kann, ob die Rede zusätzlich behauptend ist oder nicht. Ein solcher Sprechakt ist beispielsweise der des *Erzählens*; und da die unter 2.3.1 skizzierte Grundannahme der Fiktionalitätstheorie von der Erzählstruktur eines jeden fiktionalen Textes ausgeht, könnte man fiktionale Äußerungen so im Sinne der zuletzt referierten Theorie zwangslässig als erzählende Sätze beschreiben, mit denen nichts behauptet wird. Ein fiktionaler Text wäre dann nichts weiter als eine Erzählung ohne Wahrheitsanspruch. Eine solche Lösung beruht auf der Möglichkeit, Texte aufgrund von rein formalen Kriterien als Erzählungen zu identifizieren, ohne dass wir dazu wissen müssen, ob der Autor behauptet, seine Erzählung sei wahr, oder ob die Erzählung tatsächlich wahr ist.

Man kann hier jedoch noch einen Schritt weitergehen, indem man diese Überlegungen auf andere Sprechakte als den des Erzählens ausdehnt; auf diese Weise könnte dann auch auf die Grundannahme verzichtet werden, alle fiktionalen Texte besäßen Erzählstruktur. Texte wie die bereits als Beispiel erwähnten philosophischen Lehrdialoge oder Dramen als »Lesetexte« lassen sich nämlich ebenfalls aufgrund rein formaler Kriterien unabhängig davon als Gespräch identifizieren, ob dieses je stattgefunden hat oder nicht, oder ob jemand behauptet, es habe stattgefunden. Ganz allgemein könnten fiktionale Texte dann als solche Texte charakterisiert werden, die (1.) zu einem Typus von Sprechhandlung (in einem weiten Sinn) gehören, für die gilt, dass die Identifikation eines Textes als eben solche Sprechhandlung aufgrund rein formaler Kriterien möglich ist, und von denen (2.) der Autor mit den ihm zugeschriebenen oder präsupponierten Äußerungen erster Stufe nicht behauptet, das in ihnen Dargestellte sei wahr. Eine derartige Theorie entspräche im Übrigen auch unserer Intuition in

Bezug auf außersprachliche fiktionale Darstellungen und würde somit den eingangs aufgestellten Anforderungen an eine Fiktionalitätstheorie Genüge tun; denn es ist ja offensichtlich, dass ein Gemälde beispielsweise eine Schlacht darstellen kann, also rein formal als ein ›Schlacht-Gemälde‹ identifiziert werden kann,²⁰ ohne dass damit zugleich auch behauptet würde, diese Schlacht habe wirklich stattgefunden. Freilich liegt hier zugleich auch ein Problem. Wir sind bisher, wenn auch stillschweigend, davon ausgegangen, dass die fiktionalen Texte, mit denen wir es bei den hier skizzierten Theorien zu tun hatten, stets in irgendeinem Sinne ›darstellende‹ Texte waren. Nun stellt sich jedoch die Frage: Können nicht-darstellende Texte auch fiktional sein? Wie ist es beispielsweise mit solchen Texten, die ausschließlich aus Zitaten bestehen, wie es etwa in der Agitprop-Lyrik der Fall ist, oder gar mit literarischen Ready-mades wie Peter Handkes Gedicht *Die Aufstellung des 1. FC Nürnberg vom 27.1.1968*:

Die Aufstellung des 1. FC Nürnberg
vom 27.1.1968

Wabra

Leupold

Popp

Ludwig Müller

Wenauer

Blankenburg

Starek

Strehl

Brungs

Heinz Müller

Volkert

Spielbeginn:
15 Uhr

Dass es sich bei Texten wie diesem um literarische Werke handelt, ist unbestritten – doch handelt es sich auch um fiktionale? Vielleicht lässt sich eine solche Frage gar nicht beantworten ohne eine bewusste Entscheidung, also einen Akt der Willkür; dann aber ist es möglich, dass unsere bisherigen Überlegungen zur Fiktionalität von Texten um ein weiteres, bislang noch unbekanntes Moment ergänzt werden müssen.

20 Goodman 1968, S. 39.

2.4 Theorien der Fiktivität

Im Gegensatz zu dem der Fiktionalität ist das Problem der Fiktivität fast ausschließlich aus philosophischer Perspektive untersucht worden. Zwei Typen von Auffassungen zu fiktiven Gegenständen lassen sich unterscheiden, die sich beide mit dem Problem befassen, ob diese existieren und worauf man sich mit einem Eigennamen wie ›Sherlock Holmes‹ bezieht.

2.4.1 Fiktivität als »Subsistenz«

Diese Theorie geht auf Überlegungen des österreichischen Philosophen Alexius Meinong (1853–1920) zurück. Meinong zufolge gibt es ein »Jenseits von Sein und Nichtsein«, eine Klasse von Gegenständen, die zwar in irgendeiner Weise »bestehen, in keinem Falle aber existieren«²¹ und denen damit eine eigene Seinsweise der »Subsistenz« unabhängig von ihrer Existenz oder Nicht-Existenz kommt. Obwohl die Argumente, die Meinong für die Annahme einer solchen Seinsweise anführt, vielfach kritisiert wurden, hat seine Theorie mit Bezug auf fiktive Gegenstände in den vergangenen zwei Jahrzehnten eine gewisse Renaissance erlebt. Die Rechtfertigung einer solchen Theorie wird darin gesehen, dass wir über fiktive Objekte wahre Aussagen machen können wie etwa »Sherlock Holmes raucht Pfeife« und eine solche Behauptung auf den ersten Blick mit der negativen Existenzaussage »Sherlock Holmes existiert nicht« unverträglich zu sein scheint.²² Vielmehr scheint es ein berechtigter Einwand zu sein, auf die Leugnung der Existenz von Sherlock Holmes zu antworten: »Er existiert im Roman.«²³

Dieser intuitiven Auffassung versucht Terence Parsons im Geiste Meinongs zu entsprechen, indem er zwei verschiedene Arten von Prädikaten einführt, »nukleare« und »extranukleare«: ›Mensch‹ oder ›grün‹ sind demzufolge nukleare Prädikate, ›möglich‹, ›fiktiv‹ oder eben ›existent‹ hingegen sind extranukleare Prädikate. Einer fiktiven literarischen Gestalt wie Sherlock Holmes kommt dann dieselbe Art nuklearer Prädikate zu wie existierenden Menschen, aber nicht dieselbe Art extranuklearer Prädikate, da Sherlock Holmes nicht existent ist.

2.4.2 Fiktivität als semantisches Problem

Der häufigste Einwand gegen eine meinongsche Theorie fiktiver Gegenstände lautet, dass sie zweifelhafte ontologische Annahmen mache, die für die Analyse

21 MEINONG 1971, S. 486.

22 PARSONS 1980, S. 37.

23 Ebd., S. 50.

wahrer oder falscher Aussagen über fiktive Gegenstände und die Erklärung der Fiktivität zudem überflüssig seien. Als Alternative wird eine Theorie entwickelt, der zufolge sich jede (nicht-fiktionale) Aussage über fiktive Gegenstände im Sinne der Kennzeichnungstheorie von Bertrand Russell 1905 behandeln lässt, indem der auf das fiktive Objekt verweisende Eigenname ersetzt wird durch eine definite Kennzeichnung,²⁴ die ihrerseits wieder durch eine Existenzaussage ersetzt werden kann. Aus der Aussage »Sherlock Holmes raucht Pfeife« wird dann etwa: »In den Romanen Arthur Conan Doyles gibt es die Beschreibung eines Detektivs, der Sherlock Holmes heißt und Pfeife raucht.« Mit dem singulären Terminus ›Sherlock Holmes‹ bezieht man sich dann also nicht mehr auf eine fiktive Person, sondern darauf, was den Romanen Conan Doyles zufolge über Sherlock Holmes gesagt wird, also auf eine Sherlock-Holmes-Beschreibung als auf einen »komplexen prädikativen Ausdruck«.²⁵

2.4.3 Fiktivität als Existenzweise

Gegen diesen Typ von Theorie sind von den Anhängern der Auffassung von Fiktivität als einer bestimmten Existenzweise ihrerseits schwerwiegende Einwände geäußert worden, die insbesondere solche Aussagen betreffen, in denen fiktive und existierende Objekte zugleich erwähnt werden. Die Aussage »Sherlock Holmes ist berühmter als jeder existierende Detektiv« etwa lässt sich nicht mehr in der Weise analysieren, die Gabriel²⁶ vorgeschlagen hat, nämlich als: »Die fiktionale Beschreibung des Detektivs Sherlock Holmes ist berühmter als jeder existierende Detektiv«; denn wir wollen ja nicht den Ruhm der Beschreibung, sondern den des Beschriebenen mit dem eines jeden existierenden Detektivs vergleichen.

Um dieser Schwierigkeit zu begegnen, kann man nun annehmen, dass man sich auf den Gegenstand einer Beschreibung unabhängig davon beziehen kann, ob dieser existiert oder nicht; dieser Vorschlag weist gewisse Ähnlichkeiten mit dem unter 2.3.5 skizzierten zum Problem der Fiktionalität auf. Sherlock Holmes wäre demnach genau jene Gestalt, die in den entsprechenden Romanen Conan Doyles beschrieben wird, ein »reiner Referent oder ein grammatisches Objekt«.²⁷

Fiktive Gegenstände unterscheiden sich dann von existierenden dadurch, dass die »Bedingungen der Identifizierung«, die für sie gelten, von denen für existierende Gegenstände abweichen:²⁸ Fiktive Gegenstände können nur mit Bezug auf einen bestimmten Kontext identifiziert werden, in dem sie beschrie-

24 GABRIEL 1975, S. 33ff.

25 Ebd., S. 38.

26 GABRIEL 1991, S. 142–146.

27 CRITTENDEN 1991, S. 97.

28 CARL 1974, S. 205.